Das Testament des Herrn Bürgermeister

Autor(en): **Steinmann, August**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): **- (1959)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-948715

Nutzungsbedingungen

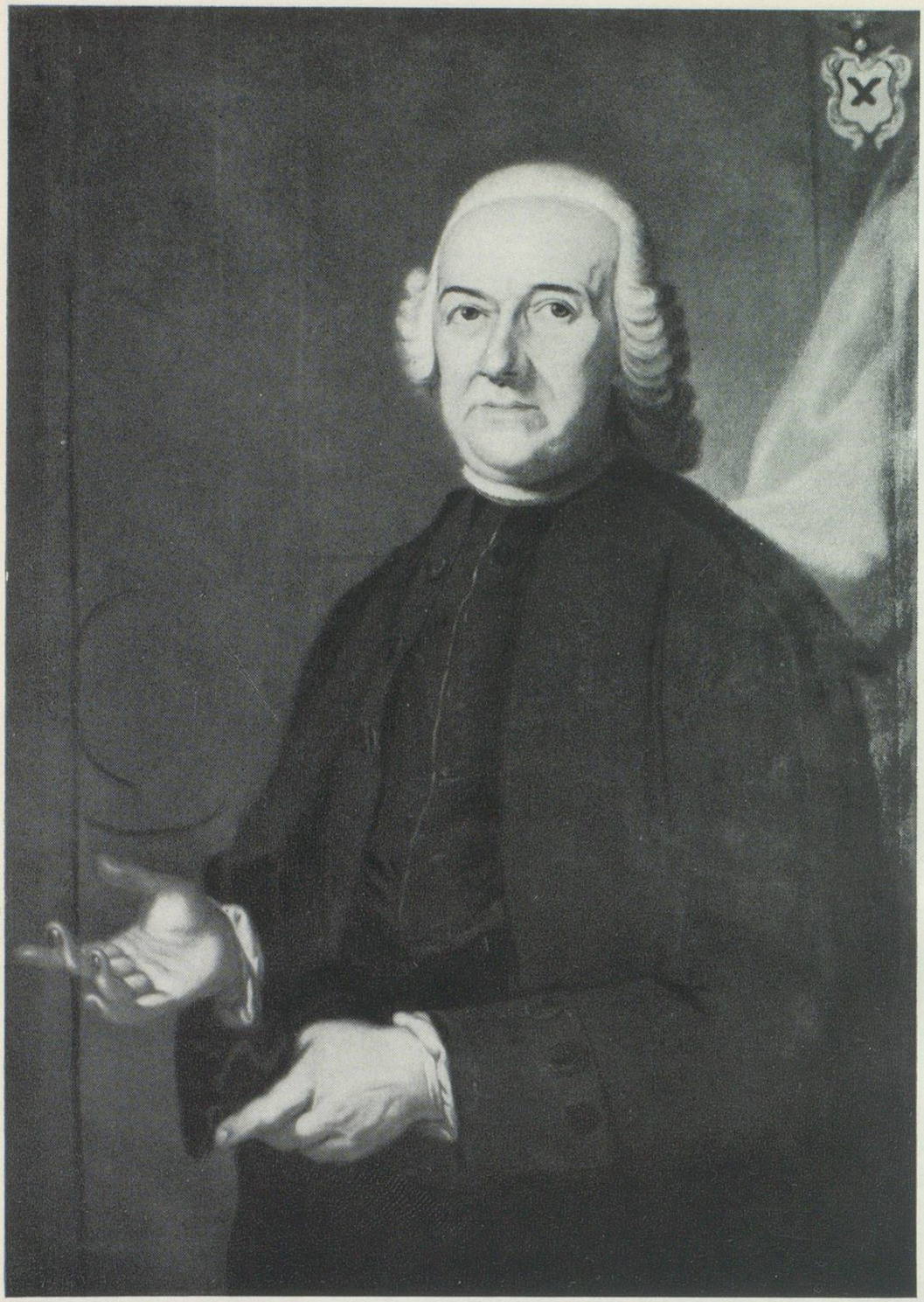
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Bürgermeister Johann Joachim Bernet.

DAS TESTAMENT DES HERRN BÜRGERMEISTER

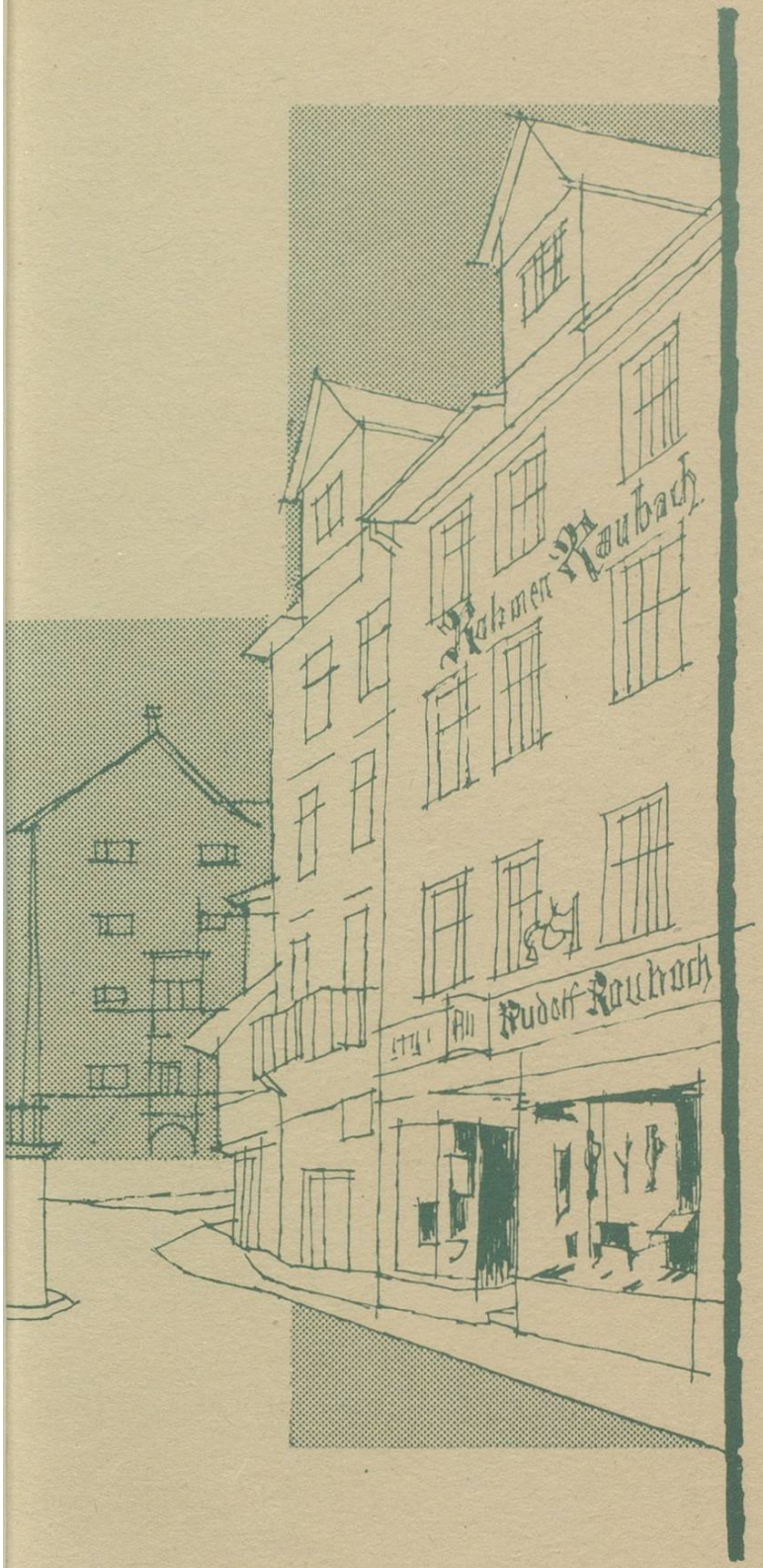
Diese Geschichte beginnt in der guten Stube des Hochweisen, Hochgeachteten und Wohledelvesten Herrn Johann Joachim Bernet, Bürgermeister der Freien Reichsstadt und Republik St.Gallen, und Eigentümer des schönen Hauses, genannt zum Handelshaus bei St.Laurenzen. Man schrieb das Jahr 1787, und Bernet stand im 62.Altersjahre. Er muß von stattlichem Wuchs gewesen sein – ein sachlich und vorsichtig an die Dinge herantretender Fabrikant alt sanktgallischer Art, rechnend mit der Wirklichkeit und mit dem, was durch diese auf geradem Wege zum materiellen Erfolg führt. So war er denn zu unanfechtbarem Wohlstand gekommen. Ihm gehörten die Liegenschaft zum «Grünen Hof», gegenüber der «Dattelpalme» an der Oberen Webergasse, das schöne Landgut zum «Blauen Himmel» auf der Bernegg und ein Rebberg im Rheintal. Von seiner Base war ihm auch der «Strauß» als Erbe zugesichert. Seiner kirchlichen Gesinnung gab er durch den Ankauf eines Familien-Kirchenortes zu St.Laurenzen Ausdruck. Er konnte als aufrechte Gestalt die Marktgasse hinunter zum Ratshaus schreiten, um als Bürgermeister bestimmend zu walten. Als solcher tritt er denn auch am Anfang dieser Geschichte vor uns. Es muß ein schöner Tag gewesen sein; denn sonst hätte er sich nicht von seinem Kontor losgemacht, um schon zur Vesperzeit Feierabend zu haben. Er wollte wieder einmal

von der Bernegg aus sich ergötzen am üppigen Stand der Emdwiesen und an der Fülle der Obstbäume, aus deren dunkelm Laub bereits die reifenden Äpfel schimmerten. Doch nicht allein wollte er die nahenden Abendstunden genießen. In der Stube erwartete ihn, sonntäglich gerüstet, seine Gattin. Sie war eine zarte Erscheinung und dem um etliche Jahre älteren Mann treu ergeben, nicht aus irgendwelchem Zwang, sondern liebevoll und in pietistischer Frömmigkeit begreifend das biblische Wort: «Das Weib lerne in der Stille mit aller Untertänigkeit.» Sie fühlte sich nicht Frau Bürgermeisterin, sondern blieb in jener fraulichen Bescheidenheit, zu der sie als eine geborene Ehrenzellerin erzogen worden war.

Der Hausherr legte seine Hände auf die Achseln der Wartenden und sprach: «Ich möchte dir eine besondere Freude bereiten, meine Liebe; heute ist der 17. August – weißt du, was das heißt?» Frau Klara errötete ein wenig und antwortete: «Ja, heute ist mein Namenstag. Es ist lieb von dir, Joachim, daß du daran gedacht hat. Der Abend wird schön sein, und ich freue mich, wieder einmal in einen segnenden Sonnenuntergang hinein schauen zu dürfen.» Hausväterlich zufrieden erklärte Bernet: «Wir wollen im ‚Blauen Himmel' übernachten; es wartet ja zu Hause niemand auf uns. Das berührt mich immer seltsam, wenn ich daran denken muß, daß unsere Kinder schon eigenen Herd haben. Sie leben ihr eigenes Leben; und wir – ja wir zwei sind wieder allein in der Stube.»

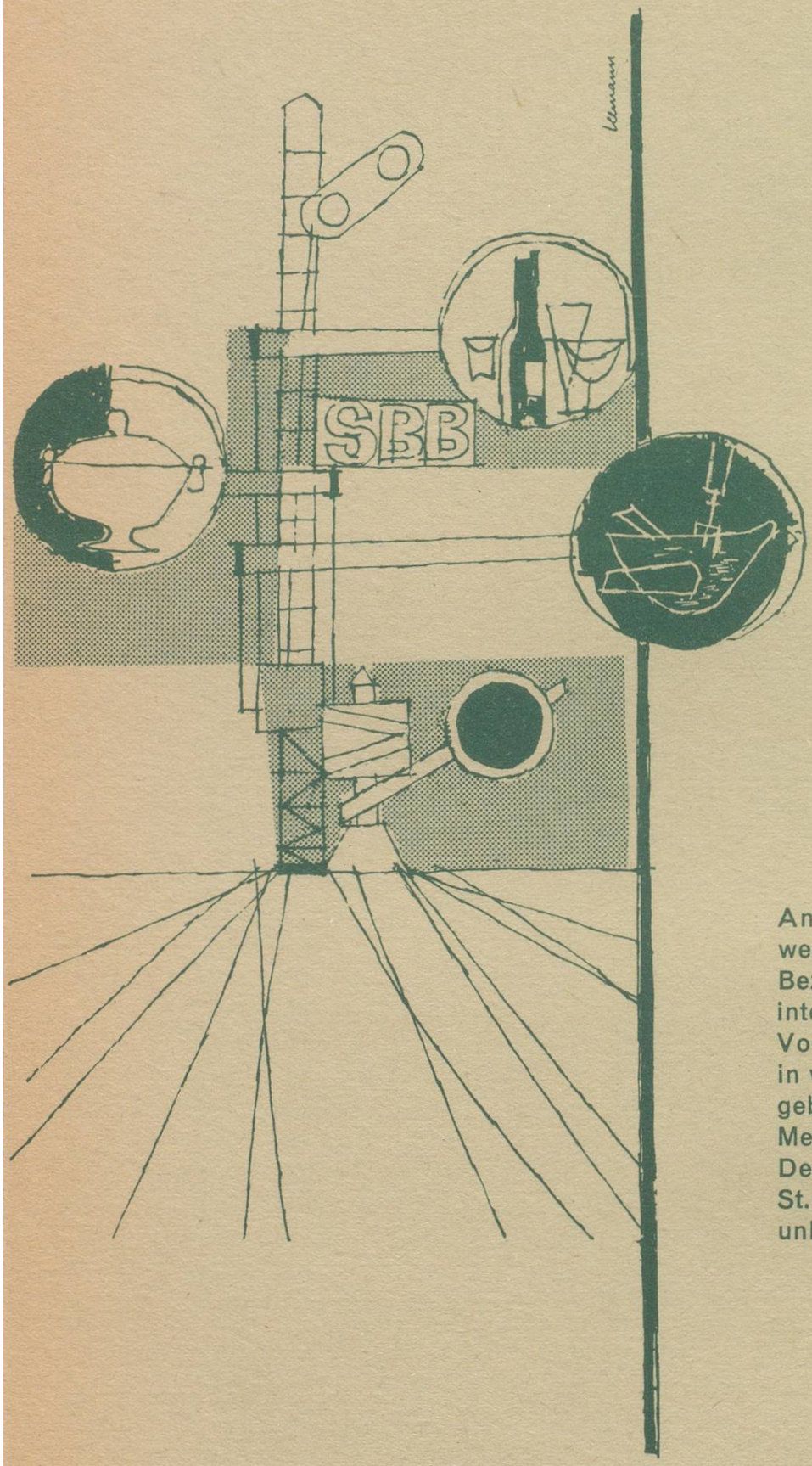
Frau Klara erhob sich vom Lehnstuhl (dieser war ein Erbstück aus Bernets Mutter Elternhaus, dem «Ölblatt»). Sie glättete, ein wenig verlegen, die silberweißen Scheitelhaare, und mit feinem Lächeln wiederholte sie: «. . . Ja, wir zwei sind wieder allein in der Stube.» Dieser Augenblick verriet, daß sie eine jener trefflichen Frauen war, die in der Stille des Alterns sich schicken in das «Wieder-allein-Sein» zu zweit.

Bernet hatte die kleine Kutsche, die er als Bürgermeister sich anzuschaffen erlaubt hatte, vor das Multertor kommen



Antiquitäten werden immer rarer, und trotzdem finden Sie im Haus zum Antlitz eine Fundgrube an schönen alten Stichen, Radierungen, Möbeln und Kunstgegenständen jeder Art.
Aber auch Bilderrahmen sind unsere Spezialität, denn Rahmenmacher sind wir schon in der dritten Generation.

Rudolf Raubach
Kunsthandlung, Antiquariat
Einrahmungen
Neugasse 41, St.Gallen



An ein Bahnhofbuffet werden in gastronomischer Beziehung Ansprüche internationaler Art gestellt. Von unsern 14 Köchen, in vielen Ländern ausgebildet, ist jeder ein Meister in seinem Fach. Der gute Ruf des Buffet St.Gallen ist daher nicht unbegründet.

O. Kaiser-Stettler
Bahnhofbuffet St.Gallen

lassen. Es wäre ihm unangenehm gewesen, vor aller Nachbarn Augen einzusteigen. Ehrerbietig übergab ihm der ein wenig dubelig-demütige Knecht das Leitseil; und gemächlig verließ das Chaislein die Stadt. «Der Herr Bürgermeister fährt wohl hinauf zum ‚Blauen Himmel'», sprach der Torwächter zu einem Weberfergger aus dem Appenzellerlande, der sich auf die Torbank gesetzt hatte.
«Blauer Himmel?» wiederholte das gesprächige Mannli, «dahin kann ein Stadtherr ohne Sorge kutschieren. Aber der rechte Himmel ist doch noch viel höher oben; da schau einer zu, wie er hinaufkommen mag.» Der Stadtknecht duldete solche Worte nicht, denn er war den Herren treu untertan, und deshalb wies er den Fergger zurecht: «Ich weiß, was du jetzt denkst; aber unser Bürgermeister ist ein hochedler Mann, nicht weniger als Euer Landammann.»
Da machte der Appenzeller ein schlau harmloses Gesicht, erhob sich und erwiderte, es sei Zeit, daß er sich heimwärts mache, und – he tocht – er meine nur, Bürgermeister und Landammann werden sich wohl im ewigen Himmel begegnen dürfen.
Es war zu jener Zeit so, daß wohlhabende Bürger in der Nähe der Stadt und sogar auf äbtischem Boden unten am See eine Campagne besaßen. So hatte sich der Bürgermeister Bernet auf der Abendseite der Bernegg ein Landhaus bauen lassen und diesem den Namen «Zum Blauen Himmel» gegeben. Der Abend, den Hans Joachim Bernet und Frau Klara auf der Höhe des Berges gemeinsam genießen wollten, ließ sie den Sinn des Hausnamens freudigen Herzens erfassen; denn vom See bis hinaus zu den grünen Höhen des äußersten Fürstenlandes war der Himmel frei von Gewölk. Sommerbläue und die Erde vergoldender Abendglanz offenbarten den göttlichen Frieden nach des Tages geschäftigem Treiben. Die Fenster des Sommerhauses waren weit aufgetan, und der Abendwind spielte mit den feinen, duftig gewobenen Vorhängen. Fürsorglich hatte der Bürgermeister der Pächtersfrau den Besuch angekündigt. Jetzt stand diese emsig schaffend in der Küche. Sie

hatte den Tisch mit dem guten Geschirr gedeckt und aus dem Gärtchen einen bunten Strauß geholt.
«Mir ist, als wäre heute Sonntag», lobte Frau Klara die diensteifrige Untergebene; «wie schön ist alles vorbereitet!» Die Sonne, überm Tannenberg schwebend, segnete Speise und Trank.
«Wenn ich so zurückdenke, was uns die Jahre gebracht haben, müssen wir Gott dankbar sein», begann der Hausherr. «Unsre Sach ist wohlbestellt, unsre Söhne gehen den guten Weg und werden, so hoffe ich, einmal das Vertrauen der Bürgerschaft finden und zu Amt und Ehre kommen.» Bei diesen Worten schaute er über den Blumenstrauß hinweg in die Augen der Lebensgefährtin und fuhr fort: «Wo sind die dunkeln Tage? Vorbei, vorbei. Und wo die glücklichen? In dir und in mir, im Sich-erinnern-Dürfen und im Wissen, daß sie aus Gottes Hand gekommen sind.»
Die dunkeln Tage – Frau Klara hatte ihrem Manne elf Kinder geboren; sechs nahm Gott wieder zu sich, kaum daß sie die Mutter mit dem ersten Lächeln beglückt hatten. Ein Sohn starb, zum Jüngling herangewachsen, fern dem Elternhause.
Und welche Tage zählten zu den hellen? Die Tage des gemeinsamen Tragens und Überwindens, die Tage des Mannwerdens der drei erwachsenen Söhne, von denen wir wissen, daß sie der Vaterstadt als vorbildlich wirkende Magistraten dienen konnten. Die einzige Tochter, die als junge Witwe wieder in das Elternhaus zurückgekehrt war, stand der früh alt gewordenen Mutter helfend zur Seite.
Frau Klara langte mit ihren schmalen Händen nach der Rechten Hans Joachims; aus ihren Augen leuchteten Freude und Güte, und sie sprach: «Es ist alles wieder gut geworden; wir dürfen uns lieben bis ans Ende. Und wenn einmal eines von uns in die Ewigkeit geht, sucht es das andere jede Nacht in den Sternen und ist nicht allein, muß nicht allein sein.»
«Gib mir noch ein Stück Brot», bat der Hausherr, und während Frau Klara dies tat, schaute er, als suchte er einen

Ausweg für die Gedanken, die das Gespräch geweckt hatte, in dem blendenden Glanz der sinkenden Sonne. Er wußte, daß er das geliebte Wesen, das ihm jetzt das Brot reichte, überleben würde, denn es hatte die Kräfte eines zarten Leibes der Bestimmung zur Mutterschaft geopfert. Und so weilte es ausruhend neben ihm im Sonnenuntergang und diente ihm treuherzig: «Mich dünkt, das Brot sei heute besonders gut.» Und als er das Stück behutsam in zwei Teile gebrochen hatte, begann er:

«So, wie jeder rechtschaffene Mensch immer wieder in Gedanken in die vergangene Zeit zurückkehrt und die Wege der Vorsehung bewundert, so möchte ich es halten. Du bist auf diesen Wegen immer bei mir gewesen als die treu sorgende Hausmutter. Noch gehört uns beiden, was einmal unsere Kinder unter sich teilen werden. So müssen wir also auch in die Zukunft schauen und in den Kindern die Erben sehen, ja – es ist in mir der Gedanke wach geworden, daß von dem Segen, der aus der Quelle unserer Arbeit gekommen ist, sogar auch einer späteren Nachkommenschaft zuteil werden soll.»

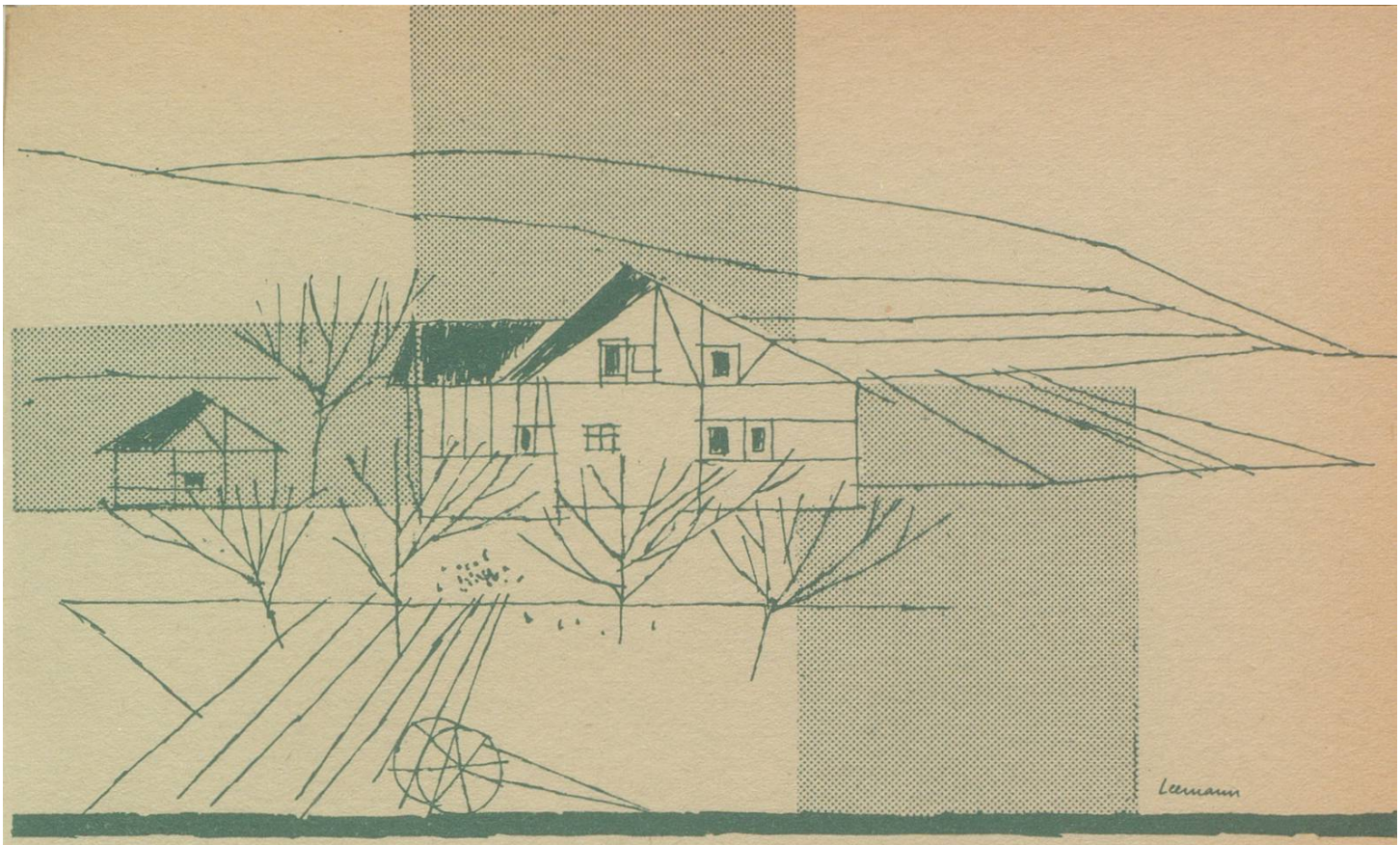
Frau Klara schob, von innerer Bewegtheit erfaßt, ihr violettes Sonntagshäubchen zurecht und sprach leise erregt: «Hans Jochem, es ist gut, was du vor hast, und ich weiß, daß du dir die Sache sorgfältig überdacht hast. Laß mich daran teilnehmen.» (Hans Jochem nannte sie den Gatten nur, wenn sie fein zärtlich zu ihm sein wollte.)

Bernet fuhr fort: «Es handelt sich um mein Testament, das auch deinen Willen in sich haben soll. Ich errichte es als der Vater, und du sollst Mitberaterin sein als Mutter. Mit meinem guten Freund Ratsschreiber Hildbrand habe ich die Sache gründlich besprochen. Er, der Erfahrene, wird das Testament amtsgerecht niederschreiben. Das Testament berührt unsern Ehekontrakt nicht. Kein Jota soll daran geändert werden; denn er ist das Fundament der Eintracht zwischen mein und dein und dein und mein. Und dieses Gemeinsame soll, wenn die Zeit gekommen sein wird, den Kindern so in die Hände gegeben werden, daß

keines wird sagen können, die Teilung sei ungerecht. Davor behüte uns Gott.»

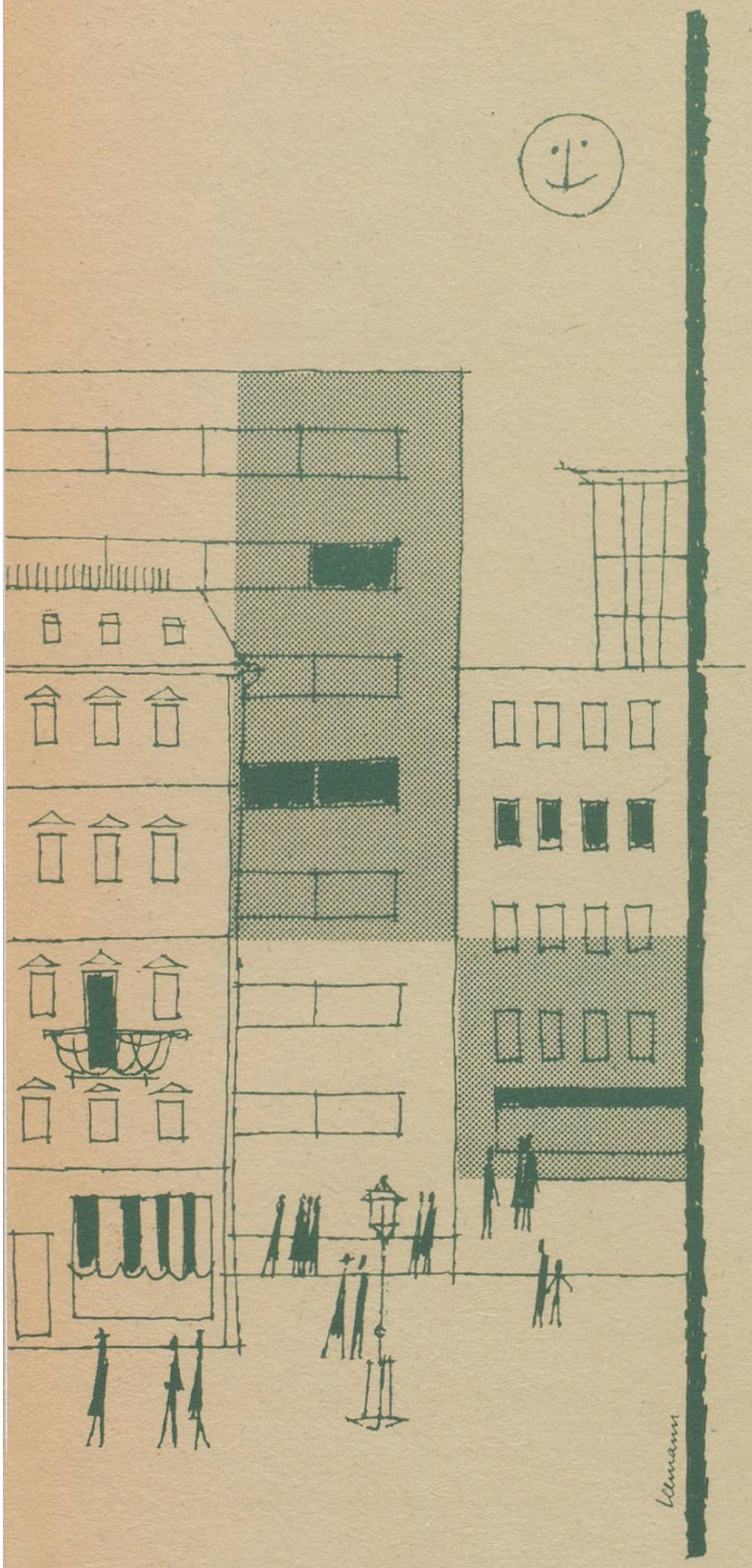
«. . . Und die Liebe zu den Kindern», ergänzte Frau Klara ergriffen; «da sitzen wir, Vater und Mutter, im ‚Blauen Himmel' am Tisch, und niemand weiß, was wir beraten, niemand darf es wissen.» Sie wandte sich der Sonne zu, die schon die Wipfel der Tannen am fernen Horizont berührte. «Das ist doch eine geheimnisvolle Stunde – Nachkommen, Nachkommen! Gott sei mit ihnen. Er hat schon ein Schärlein zu sich genommen, und am Ende werden wir doch alle wieder beieinander sein. Schau, mein Lieber, manchmal, wenn ich nicht schlafen kann, gehen kleine Engel durch die Kammer.»

Frommes Schweigen waltete in der Stube. Der Hausherr legte seine Serviette über das Brotmesser. «Kleine Engel», flüsterte er, «da darf kein Messer auf dem Tische liegen; sie könnten an den Füßchen Schaden nehmen. Und jetzt ans Testament, mit deiner Hilfe.» Bernet nahm aus der Rocktasche einen Bogen Papier, legte diesen vor sich hin, strich ihn sorgfältig glatt und las langsam: «Unsere Tochter Barbara soll das Handelshaus erben und dazu (so habe ich gerechnet) 5200 Gulden. Es fällt ihr auch unser Frauen-Kirchenort zu St.Laurenzen zu. Unserem ältesten Sohne Daniel sei das Haus zum ‚Grünen Hof' überlassen, auch der Rebberg im Rheintal. An Bar stellen wir 5500 Gulden in die Rechnung. Und noch etwas habe ich notiert: die Stubenuhr im ‚Handelshaus' und die im ‚Grünen Hof, sollen an Ort und Stelle bleiben. Dem Caspar, unserem zweiten Sohn, verschreiben wir den ‚Blauen Himmel' unterm Vogelherd auf der Bernegg, samt allem Ackergerät; dazu 3600 Gulden. Dem Hans Joachim, dem Jüngsten der Familie, vermachen wir den ‚Strauß' an der Webergasse, an Geld kommen dazu 2800 Gulden. Und damit die Liegenschaften in der Familie bleiben, mögen sich die Kinder und Kindeskinder des Zugrechtes bedienen. Und nun, meine Liebe, bist du mit dieser Verteilung einverstanden?»



Liebe zur Scholle, Fleiß und Sparsamkeit charakterisierten von jeher den guten Schweizer Bürger. Aus diesen vorwiegend ländlichen Kreisen entstanden im Laufe der Zeit mehr als 1000 Darlehenskassen verstreut über die ganze Schweiz und zum Wohle aller Bevölkerungskreise.

Verband Schweizerischer Darlehenskassen, St.Gallen
Oberer Graben 6



Viele Fenster ...
ein Merkmal moderner
Architektur.
Die fachmännischen
Probleme, die an die
heutige Fensterfabrikation
gestellt werden, sind
manchmal recht kompliziert
und können nur noch von
einem erstklassigen Fach-
geschäft gelöst werden.

Carl Kauter
Fensterfabrik, Espenmoos-
straße, St.Gallen

In die Stille des Augenblicks klang der eilige Schlag der Wanduhr. Frau Klara blickte dem Hausvater tief in die Augen, faltete die Hände und antwortete: «Lieber Hans Jochem, dein Wille sei auch mein Wille. Möge unser Wille zum Segen über der Kinder Zukunft werden.»

«Es ist meine Pflicht», nahm jetzt Bernet das Gespräch wieder auf, «auch der Stadt zu gedenken. Es sollen ihr durch dieses Testament 2300 Gulden ausgerichtet werden zur Stärkung der Fürsorge, deren Hilfe den Notdürftigen in der Bürgerschaft gilt. Ich habe auch einen bescheidenen Fonds ausgeschieden, dessen Zins verwendet werden soll, um jungen Bürgersöhnen, die Fähigkeit und Geschick haben, bessere Künste oder Professionen zu erlernen, mit einiger Unterstützung an die Hand gehen zu können. Und wenn einmal kein Stipendium verlangt würde, müßte der Zins verteilt werden unter diejenigen meiner Spinner und Weber, welche die meiste und beste Arbeit liefern.

Und nun bleibt immer noch ein Teil unseres Vermögens übrig, der als Familienlegat angelegt werden kann. Ich folge hier dem Vorbilde, das mein Freund Daniel Ritz selig geschaffen hat. Der Fundum wäre durch kluges und vorsichtiges Verwalten zu stärken und zu mehren. Würden je einmal unter unseren Nachkommen solche sein, die unverschuldet in Bedrängnis getrieben worden sind, soll ihnen durch das Legat geholfen werden. Ich denke vor allem an Witwen und Waisen, die würdig solchen Beistandes sind. Doch soll alles noch nach Stadtgesetz und Recht gründlich geregelt werden. Für mich ist das Testament so etwas wie eine Bilanz, und dafür bin ich vor Gott und der Familie verantwortlich.»

Bernet legte den Entwurf wieder in Falten, griff nach seinem Glas und sprach über den dunkeln Wein hinweg: «Und dieser Dinge wegen sind wir heute zum ‚Blauen Himmel' hinauf gefahren. Es ist auch eine Erquickung, in dieser Stille den Segen aus unserer gemeinsamen Liebe überschauen zu dürfen.»

Frau Klara langte nach dem Stücklein Brot, das vor ihr lag. Es war ihr, als genösse sie das Abendmahl, denn sie war eine sehr fromme Frau und legte all ihr Tun und Hoffen in die Hände Gottes. Und aus diesem Vertrauen heraus sprach sie: «Ich bin glücklich, Hans Jochem.»

Das Paar erhob sich, und gemeinsam schaute es hinaus in das weite Land und hinab auf die ummauerte Stadt und die wehrhaften Tore, und es traten die Sterne aus der über den See heraufgestiegenen Nacht. Frau Klara wandte sich an den Hausherrn: «Ich bin ein wenig müde geworden. Es ist vieles an mir vorübergegangen. Bist du mir nicht böse, wenn ich schlafen gehe?» Sie holte das Licht, das die Pächterin in der Küche bereit gemacht hatte; dann ging sie, die Linke schützend vor das Kerzenflämmchen haltend, in die Kammer.

Der Bürgermeister saß im Dunkeln in der Stube. Er überdachte den Abend, durchging in Gedanken das Testament und fand vor dem strengen Gerichte seines Gewissens Beruhigung des Herzens. Leise trat er in die Kammer. Das Licht der Kerze fiel auf die ruhig schlummernde Lebensgefährtin. Er berührte sachte Frau Klaras Rechte und flüsterte: «Du liebe, gute Seele.» Die Kerze erlosch, denn es war die Stunde der kleinen Traumengel in den ‚Blauen Himmel' gekommen.

Nachschrift:

Das Testament wurde am 11. Dezember 1787 dem Stadtrate vorgelegt. «So nehmen wir nicht den geringsten Anstand, das Testament in seinem ganzen Inhalt wider jedermänniglicher Einrede und Gegenkehren anmit in bester Rechtensform zu ratificieren und zu bestätigen . . .

Die Gattin J. J. Bernets starb bald nach der Testamentserrichtung, am 11. April 1788. Bürgermeister Bernet überlebte sie um 21 Jahre; er starb am 11. August 1809.

AUGUST STEINMANN